Friederike Schwab

Geburtstag mit Magritte

Roman

edition keiper

www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016

literatur nr. 63
Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz
Cover, Layout und Satz: textzentrum graz
Coverbild: Friederike Schwab, nach einem Gemälde von Magritte
Autorenfoto: Christopher Mavrič
ISBN 978-3-902901-90-3

Das Land Steiermark
→ Kultur, Europa, Außenbeziehungen

GRAZ KULTUR

Friederike Schwab

Geburtstag mit Magritte

Roman

für Kirstin

Glücklich derjenige, der für die Liebe einer Frau die eigenen Überzeugungen verrät.

René Magritte

1

Ein Bild: Es sagt dir, du gehst nach Hause und jemand wohnt schon dort, hat für dich Licht gemacht, du kommst nicht ins Dunkel, wenn du die Wohnungstür öffnest. Ohne das Licht im Haus und ohne die Laterne vor dem Tor würdest du dich ängstigen, denn die Zeit existiert dort nicht wie gewohnt. Tag und Nacht sind zugleich vorhanden. Der mit hellen flauschigen Wolken bedeckte Himmel ist der Tag und die nachtschwarze Silhouette des Baumes, das dunklen Haus dahinter, die Nacht. In den leuchtenden Fenstern, im matten Licht der Laterne im Garten, überall wachen Hoffnungen, Wünsche.

Das vielfach gefaltete Papierstück, auf das Mira diese Zeilen gekritzelt hat, ist durch das oftmalige Öffnen zerknittert. Es ist ihr einziger Brief an ihn. Willem hat ihn aus der Hosentasche gezogen, ist den Schriftzügen gefolgt, die sich leicht nach links neigen, jetzt legt er eine CD ein, wirft sich aufs Bett, schließt die Augen. Mit dem Papier in der Hand.

Ein sachtes, lautschwaches Flöten erfüllt den Raum, ein elektronischer Mix mischt sich in die klaren, sekundenlang deutlich dominierenden Töne. Sie führen einen Pfad vor, vielleicht zum Himmel, ins Gebüsch, ins Gras, ins Wasser, festhalten muss er das nicht. Er hört es jedes Mal anders. Daran erinnert er sich: dass er sich manchmal eine von Insekten erfüllte Luft dabei vorstellte. Dass etwas Stilles manchmal schwach zu atmen beginnt und schreiend endet. Auch daran, dass die Stimmen der Insekten zuweilen als Töne bezeichnet werden. Willem folgt den Rhythmen, vereint sie mit seinem Körper, seinen Impulsen, instinktiv fühlt er sich erweitert, geöffnet, sein Kopf spielt ihm vor,

dass er selbst schreit und tanzt und kämpft, ohne an etwas denken zu müssen. Wenn die Töne ihn körperlich abschaben, die Haut vibrieren lassen, die Zellen, das Gewebe, wer weiß was alles, ist Mira sehr nah.

Zwei Stimmen, zwei Flüsse, nicht eine Stimme in einer anderen, sagte sie, das mit *einer im anderen* ist Irrsinn. Flüsse über uns, unter uns, zwischen uns, überall im Raum, im Jetzt, und wir fließen mit, wir sind Musik, haben Töne, vibrieren. Früher habe ich dazu Musik gesagt, zu uns, weißt du, am Anfang war das mein Wort dafür, jetzt, heute, habe ich solche Worte nicht mehr. Ich weiß um das Vibrieren meines Körpers und spüre seine Grenzen als Halt, genau lässt sich das nicht sagen.

Während er so ganz vertieft vom Bett auf den Boden gerutscht ist, die Beine an sich zieht, schaukelnd den Rhythmen gehorcht, den Tönen, die sich verirren, zupfen, fliegen, wandern seine Augen von Wand zu Wand und zum Fenster seines Zimmers.

Als es wieder still ist, sucht er nach einer Antwort, um für Mira eine Nachricht zu formulieren, die witzig genug, originell genug ist, sie kann das ja so viel besser als er.

Soll er seine Formulierungen ordnen, oder darf er sie schlampig, schnoddrig auftauchen und gelten lassen? Ein Wort, danach Bindestrich und noch ein Wort und wieder Bindestrich und so weiter. Er möchte, dass seine inneren Stimmungen wie ein Körper, ja wie sein Körper sind. Es verlangt ihn danach so vehement, als hätte er einen Herzstoß nötig.

Es ist wie beim Aufsatzschreiben, denkt er, man hängt sich an eine Art Überschrift, und sie soll helfen drauflos-zureden, lässig, nicht die üblichen Witze, kein mentales Geschwätz, und schon fällt einem nichts ein.

Yksi, kaksi, kolme … so fängt sie neuerdings gern an.
Und er? *Vier, fijf, zes* … oder: *high five*, schlag ein.

Auf dem Zettel stehen ihre Hinweise. Wie um sicherzugehen, schrieb sie ihm noch ein Mail:

… hör zu … was das Objekt zeigt, verbirgt es gleichzeitig, es ist wie ein Vorhang vor einem anderen Vorhang und so weiter …

Das Licht darin ist sowohl Tageslicht wie auch Nachtlicht. Du stehst täglich davor, wohnst darin, und doch ist es nicht das, was ich meine … wir standen eines Tages wirklich davor. Ich war dreizehn, du fünfzehn, wir hatten uns gerade kennengelernt, wenn dir das weiterhilft … und wir waren tollkühn … frech …

Er hat eine Idee. Seine Antwort ist:

Een, twee, drie – er reißt ein Blatt Papier aus einem Block und zeichnet ein Kuvert darauf, rechts und links davon ein großes menschliches Ohr und über der Klappe einen Mund. Er zeichnet Miras Mund, die Oberlippe besteht aus zwei spitzen Dreiecken. Diese Idee hat er irgendwo gesehen. Jetzt passt sie perfekt. Mira wird wissen, worauf er anspielt. Er legt das Blatt vor sich hin und überlegt.

Um Mira nicht wissen zu lassen, dass er längst begriffen hat, worauf sie anspielt, wird er diese Zeichnung noch nicht abschicken.

2

Ein schriller Schrei zuckt spitz ans Fenster, wiederholt sich jubilierend. Es ist Nachmittag. Die etwa zehnjährige Tochter der Partei im Obergeschoß trainiert auf den asphaltierten Wegen des Hofes mit ihrem Einrad. Froschgrün mit einem senfgelben Streifen bewegt sich ihr Rücken, von Zeit zu Zeit springt sie ab, weil sie sich nicht länger halten kann. Die auf Dreirädern herbeirollenden Kinder verharren aufmerksam um sie herum in der Wiese.

Als sich Piet Bouwmeester aus dem Fenster seines Architekturbüros beugt, sieht er das Mädchen auf dem Rad wippen, die Arme in der Luft, als bewege sie sich entlang unsichtbarer Seile. In manchen Momenten sieht es aus, als hänge sie gesichert in unsichtbaren Halterungen, dann entwischen sie ihr. Zwischendurch winkt sie gelassen schaukelnd ihrem Publikum zu. Ihr Arm schlägt aus, fährt triumphierend hoch, offenbar zählt sie, denn sie streckt vier Finger nach vollbrachter Leistung vor sich hin, dem folgt jedes Mal ein Triumphschrei.

Der Jubel, der dem schrillen Trällern innewohnt, erfüllt Piets Brust, die Luft kommt freier, er genießt die Atemzüge. Sogar wenn er die Kleine nicht hört, bloß daran denkt, kann er ihre Lebenslust spüren. Er beobachtet, wie sie mit dem Einrad zu springen versucht, ein lächerlich kleiner Hüpfer gelingt ihr, dann noch einer, sehr rasch muss sie danach Kurven drehen, um das Gleichgewicht wiederzufinden.

Am Rand des Parks, der die Aussicht vom vierstöckigen Haus ins Dunkel begrenzt, hängt schief eine doppelstämmige Eiche quer über den Weg, dahinter liegt die Grasfläche, sie gleicht den Teichen, an deren Ufern er morgens auf dem Weg in sein Büro entlangradelt. Sie ist in der Früh oft nass und schlüpfrig, was den Graureiher, das Teichhuhn und anderes Schnattervolk freut.

Vor dem ersten Frost wird der Riese vermutlich zersägt. Vernünftigerweise ließe man die Eiche den Kindern, und vielleicht tut man das ja. Dieser Baum hat sein Laub behalten, als klammere er es fest an sich. Das Grün der Schaukel und die knallrote Rutsche im Hof leuchten. Die Dreiräder stehen verlassen da. Die Kinder sind verschwunden.

Piet zieht seinen Kopf zurück. Tief atmet er ein und aus, er drückt den Fensterflügel zu, lehnt sich gegen den Rahmen. Nun hören sich die Geräusche von der Straße herauf gedämpft an.

Er kann nicht umhin, sich selbst anzustarren: In der Glastür des Vorraums spiegelt sich das bekannte Dreieck, sein Gesicht, schmal wie die seiner Mutter sind seine Lippen, er zieht sie über die Vorderzähne. Sobald sie zur Gänze sichtbar werden, erinnern sie an das Blecken eines Kamels. Ein Glück, dass er nicht wie sie dazu neigt, das Kinn nach vorn zu schieben. Der Dreitagebart färbt die Haut, bläulich ist auch das Glas. Sein Haar lichtet sich. Im Nacken ist es noch dunkel. Sollte es so weit kommen, dass sein Schädel durch die Haare scheint, wird er sich eine Glatze zulegen. Vielleicht sollte er das ja schon früher tun.

Die Lust stirbt unter Hagelkörnern, hört er sich im Geist sprechen. So viel Härte zuletzt, der Anteil Mühe bei der Arbeit. Jede Menge lukrative Aufträge, aber nichts Fesselndes. Zu knapp befristet, von Mal zu Mal hektischer, vom Netz rauschgefärbter Tage ist man rasch entfernt. So mus-

kulös man die jungen Jahre auch durchschwimmt, denkt Piet, irgendwann wird das eigene Tempo anstrengend.

Sein Blick sammelt das Farbspektrum des Vondel-Parks, das sandige Braun und die gelben Lichtnadeln in Sträuchern und Bäumen. Eine gezackte Silhouette, eine blaugrün gegen den Himmel gestellte Fläche: Noch ist alles sehr farbig. Er stellt sich auf die Zehenspitzen, wippt, spürt die Muskeln seiner Oberschenkel, kippt zurück auf die Fersen.

Sein Knie und seine rechte Hüfte durchwandert ein warmer Strahl Energie. Im Fitnessstudio kämpft er einmal pro Woche gegen die aufkommende Schwere seines Körpers. Ein personifizierbarer Feind ist besser als eine nebulose Vorstellung, sagt er sich, wenn nichts von der propagierten Leichtigkeit des Lebens, nichts von dem, was Hüften und Wirbel in Schwung bringen kann, funktioniert.

Aufmerksam beobachtet er die moosgrüne Fassade des Hauses gegenüber. Weiße Fensterrahmen, viel zu enge Balkone; die notwendige Bauweise hier, dass man Haus an Haus pressen muss, so platzsparend wie möglich. Der Block weiter hinten – auch er wurde zwischen die Fassaden mit Erkern und Türmchen hineingezwängt. Bautechnischer Wildwuchs, denkt Piet. Der Artikel in der Tageszeitung fällt ihm ein. Ein Projekt des verstorbenen Mies van der Rohe soll in Krefeld als Modell in Originalgröße umgesetzt werden. Ein lange unrealisiertes Gebäude. Wie schön es sich leben ließe in dieser Welt, fällt ihm ein, wenn auch nur ein Bruchteil der großen Projekte realisierbar wäre.

Anfangs hatte ihn die Aussicht aus dem Büro trotz Georgettes Begeisterung wenig imponiert. Ihm schwebte ein Büro mit Blick aufs Wasser vor. Wir leben gewissermaßen auf dem Wasser, war sein Argument. Seine Frau war weitsichtig gewesen: Du willst auf die Grachten schauen? Ob du willst oder nicht, die siehst du hier ohnedies täglich.

Amsterdam, die Luft, die Parknähe und dass man hier draußen sogar den Winter richtig erleben könnte, all das ließ Georgette euphorisch werden; Altbau, hohe Räume, viel gutes Licht.

Schließlich fing er mit Renovierungen an. Qualitätsbereicherung. Das Portal musste liebevoll restauriert werden, Oberflächenreinigungen, Ausmalen, die Böden sanieren, mehr war für das Büro gar nicht nötig. Für Georgette zählte der neue Standort – Erreichbarkeit, Grünlage, wenig Verkehr. Die schmalen Finger der Straßen, in die sich allenfalls ein paar Parkplätze einnisten können, bieten Ruhe. Kreuz und quer gute Verbindungen, die Kinder Marijke und Willem kommen mit dem Bus, die Straßenbahn ist nicht weit.

Das Volumen der Aufträge in den letzten Jahren hatte keine andere Lösung als die Zusammenarbeit mit anderen Architekten zugelassen.

Als Student war er gierig gewesen auf ein eigenes Büro, ein eigenes Haus, alles wollte er selbst entwerfen, kühn, widerspenstig. Er wünschte sich ganz bestimmt keine Katze, keinen Hund, keinen allzu großen Garten. Und eben auch kein allzu großes Büro. Auch wenn es ihm jetzt zeitweise imposant vorkam, was sich mit der Zeit so alles anhäufte. Genau genommen hatte er sich – verliebt und unternehmungslustig – lange Zeit auch die Kinder nicht gewünscht.

Lass dich nicht zu Expansionen familiärer Art verleiten, hatte er Georgette gewarnt. Das Wesentlichste ist unser gemeinsames Bett.

Du hast es dir eben doch gewünscht, sonst wäre es nicht so gekommen!, argumentierte Georgette, als in ungeplanter Reihenfolge, nämlich zuerst Willem, dann Marijke, dann

das Haus in Zeist, danach Hund und Katze und jetzt das Architekturbüro in Amsterdam auf ihn zukamen.

Was sollte er dazu sagen.

Ein deutlicher Ruck vom Fenster weg. Durch die schmale Kaffeeküche zum Empfangsraum. Piets Blicke landen auf dem winzigen Ecktisch. Starren auf den schwarzen Lack mit den darauf eingebrannten Blasen, zurückgeblieben von einer einmal zu heiß abgestellten Kaffeemaschine. Den Jugendstiltisch mit den beiden Viereckfußsäulen hatte er bei einer Antiquitätenmesse in Wien ersteigert, dazu vier Stühle Marke Thonet, beste Ausführung und in gutem Zustand. Im Hintergrund eine sandstrahlbehandelte Glaswand, die den Raum großzügig gliederte, schlicht, keine Blattpflanzen, nur Arbeitstisch, Mappen, Pläne, Wettbewerbsausschreibungen, im hintersten Bereich Regale mit Büchern und Zeitschriften über Architektur.

Stuhl und Tisch treten nicht richtig auf heute, denkt er. Er knipst die Neonleuchten an, und weil ihm das Licht zu grell ist, dimmt er es. Sein Rauchzeug liegt auf dem Zeichentisch. Es ist angenehm, ohne die Arbeitskollegen hier zu sitzen.

Von draußen kommen keine Lustschreie mehr. Für heute ist das Training beendet. Vielleicht wirft Karen bald mit Keulen. An manchen Tagen fliegt ein Diavolo bis zum dritten Stock hoch, dann springt er ans Fenster, um zu sehen, ob sie es fangen wird. Wenn es ihr gelingt, zwar selten, aber doch, spürt er ihren lautstarken Triumph, als wäre es sein eigener.

Sie ist ein hübsches Mädchen. Ob sie sich zeichnen ließe? Freihandzeichnen gehörte früher zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Was hatte Markus letztens erwähnt? Freihandzeichnen sei in Wien kein Gegenstand mehr auf der Universität. Abgeschafft. Idiotisch. Wie lernen sie ihre Vorstellungen aus dem Kopf in die Hände zu bekommen? Denken sie nur am PC?

Also Architektur, hatte seine Mutter lakonisch zu seiner Studienwahl angemerkt. Du willst in Wien bleiben, aber nicht in die Arztpraxis deines Vaters einsteigen? Was sagte er dazu? Sagte er nichts? Und was ist mit später – kommst du dann nach Holland zurück?

Piet hört jetzt noch die missbilligende Freundlichkeit der Mutter. Wie sie nickte, ihr Fingerspiel mit der breiten Schleife ihrer Bluse.

Ihr Ärger freute ihn damals. Freut ihn immer noch, wenn er sie, was selten vorkommt, einmal besucht. Seine Architektenlaufbahn war eben nicht so erfolglos gewesen, wie es die Eltern prognostiziert hatten. Den ersten größeren Aufträgen folgten rasch Pressemeldungen, Preise wurden eingeheimst. Das bessere Leben war nach einer Reihe von Jobs, mit denen er spezielle Freiheiten finanziert hatte, zwar nicht schuldenfrei, aber ganz ohne Schlaflosigkeiten eingetreten. Er feierte, lud in sein erstes Büro Freunde ein, außerdem die Band, in der er selbst spielte, legte Platten auf. Die alten Nummern, klar, Ellington, Sinatra, Armstrong, vor allem aber Miles Davis, Chick Corea, Eje Thelin.

Früher genügte es, die Posaune zu nehmen, um sich emotional aufzuladen. Oft reichte schon das umständliche Auspacken, das Ansetzen des Mundstücks oder ein Blick auf das Instrument. Seine Virtuosität imponierte vielen, da kam sogar der eine oder andere Kunde in den Jazzkeller, um ihn spielen zu hören.

Der Drang zu spielen, der ihn früher erregt hatte, stellte sich bald gehäuft als Gefühl einer Verärgerung ein. Zuerst war es der Zeitmangel, danach waren es Schwierigkeiten mit den Veranstaltern, und ohne dass er bemerkte wie, war die Lust beim Teufel gewesen.

Es verlangt ihn eben nicht nur nach solchen Spielabenden, sondern auch nach verrückten Auftraggebern. Dreist sollten sie sein, Leute mit visionären Köpfen und übers Ziel hinausschießenden Ideen. Er ist geschickt genug, Konjunktur und Auslandskontakte zu nützen, um komfortable Projekte zu planen. Oft genug erregen seine Entwürfe Aufsehen. Von der ersten Stunde an war die Wirtschaftslage nicht schlecht gewesen, Willem würde eine ebenso günstige Situation kaum vorfinden. Internationale Konkurrenz, die Ausrichtung auf Massenkonsum, Piet macht sich nichts vor. Andererseits, Willems erste Zeichnungen waren oft skurrile Ansichten des eigenen Zimmers gewesen, das Haus von außen oder von oben, Menschen hatte er selten gezeichnet. Er hätte vielleicht das Zeug zum Architekten.

Es sieht aus, als mache die hastige Mitmachkultur die Menschen schizophren, denkt Piet, Individualität wird ihnen ausgetrieben, man bespuckt die Gehirne mit Werbetafeln, singt ihnen das große Glück vor, entmündigt sie.

Und was geschieht? Alle sind bequem geworden. Sie rühren sich nicht. Sie schreien und toben nicht. Entwickeln keinen Widerstand. Sie sinken in sich zusammen.

Piet stellt das Radio an, hofft auf eine Musikeinspielung, er lehnt sich an die Wand, seine Augen schließen sich. Nicht nur den Kindern, auch mir und Georgette wird es guttun, Besuch zu bekommen, ein paar schöne Ausflüge zu unternehmen, denkt er sich. Er sieht Georgettes gerundete

Hüften und ihren zarten Oberkörper vor sich. Er liebt ihr offenes Haar, das sie meist hinter die kleinen Ohren steckt. Wie intelligent, liebenswürdig, humorvoll sie ist. Er könnte noch vieles aufzählen.

Als er die Zeitung, die in der Küche zu Boden gefallen war, aufhebt, faltet und ablegt, hört er das Interview eines Schriftstellers, stutzt, stellt lauter. Was ihn hellhörig habe werden lassen, wiederholt die Männerstimme jetzt deutlich provozierend.

Ich ficke gern, sagt dieser gelassen vor sich hin. Ein guter Satz, nicht wahr. Banal, aber zutreffend.

Piet stellt sich Momente lang vor, wie es wäre, der berühmte Schriftsteller aus dieser Sendung zu sein. Als Autor würde er die Chance haben, die Interviewerin kennenzulernen, die jetzt lachend mit heller Stimme fragt: In Ihrem neuen Roman kommt eine Interviewerin vor – etwa, um sich an Pressestimmen rächen zu können? Hatten Sie gute Gründe dafür, diese Szenen in Ihr neues Werk einzubauen?

Sie ist vielleicht brünett, sehr gepflegt, hat Glitzerpunkte in den Ohren, Perlen oder Saphire, denkt Piet. Ihr Kostüm? Perfekt sitzend oder etwas lässig? Über sie erfährt man leider nicht viel.

Im Roman gehe es natürlich um viel mehr als um ein Interview, betont sie. Sie beschreiben hier eine kleine Szene. Den Buchausschnitt habe ich gewählt, weil ich ja wie die von Ihnen beschriebene Figur um ein Interview bitten darf. Der erfundenen Dame ging es wohl eher darum, das Gute, das der Autor seiner Karriere und seiner Berühmtheit verdankt, aufzulisten, sagt sie.

Das lässt den Schriftsteller wie auf einen gezielten Faustschlag reagieren. Da muss er sich wehren, indem er frech

vom Erfolg als von einer Sättigung spricht, die er dem Erfolg zwar verdanke, ihm aber nicht dafür danke.

Piet hört der Frauenstimme fasziniert zu; ihr phasenweise rauer Tonfall weckt eine zarte Erinnerung in seinem Kopf, es ist die Art und Weise, mit der sie hörbar Luft einsaugt und Pausen einlegt, als müsse sie die Sätze wie Ponys in Stallungen unterbringen. Zugleich schwingt etwas diffus Moralisches mit.

Sie begreift einfach nichts, denkt er. Im Satz des Autors steckt Aufrichtigkeit, das Ritual der Waschung, der reinen Empfindung. Freude. Nichts als Freude. Möglicherweise ist es unangenehm als Schriftsteller zu leben, unangenehm, der lästigen Fragen wegen, die auftauchen, sobald man berühmt ist, und unangenehm, wenn die Karriere bleiern wird, irgendwo in einem Teilgebiet stecken bleibt. Irgendeine Engstellung der Existenz muss das ja hervorrufen, wenn nicht finanziell, dann einfach so, weil einem die Worte ja genauso wenig direkt aufs Papier stolpern wie ein Konzept für einen Flughafen oder ein Museum, vermutet Piet.

Die Rundfunksprecherin lässt das Gespräch ausklingen.

Wann er sich klar gewesen sei, also gewusst habe, dass er Schriftsteller sein wollte, fragt sie den Autor.

Jetzt wird sie dumm, denkt Piet. Wann weiß ein Zahnarzt, dass er Zahnarzt werden will? In der Sandkiste? Die Antwort hört er nicht mehr, er stellt das Radio ab.

Die im Roman beschriebene Frauenfigur ist vermutlich attraktiv, stellt er sich vor. Zweifellos. Sie muss das wohl sein. Vielleicht hat sie weit auseinanderstehende Augen. Oder eine um Millimeter zu weit nach links gedrehte Nase. Oder sie ist puppenhaft schön. Hat makellose Haut. Was ein wenig langweilig ist. Sie ist ein Stück Fleisch, das als Produkt der Schreibkunst in das Fleisch eines Romans

hineingebügelt worden ist, der ihn jetzt zu interessieren beginnt.

Er konzentriert sich. Ein kauziges Bild taucht vor ihm auf, eine Art Adventkalender mit geöffneten Fenstern, aus denen sich Frauen herauslehnen. Wie seinerzeit die Prostituierten in der Rue Saint-Denise in Paris. Für ihn waren sie wesentlich attraktiver gewesen als die Huren, die im Viertel um die Alte Kirche hier um Kundschaft werben.

Wie es wohl gewesen wäre, statt Architekt Piet Bouwmeester Frank Sinatra, ein weltberühmter Mann mit vielen Frauen und Affären, zu sein.

Amüsiert steht er auf, gut gelaunt schlendert er zum Kühlschrank, er will sich einen Schluck Prosecco gönnen.

Womöglich ist das Leben eines Tiefseeforschers wesentlich interessanter als das hektische Leben eines Frank Sinatra; noch aufregender, noch herausfordernder wäre es vielleicht, ein Tier mit außergewöhnlichen Fähigkeiten zu sein. Eine Fledermaus oder ein Bär, oder eine Harpyie mit einem Affen im Maul. Sich selbst als völlig anders kommunizierendes Geschöpf zu sehen, diese Vorstellung gefällt ihm.

Wonach er sich persönlich sehnt, ist subtiler, quasi staubkornfein. Er kann es nicht richtig benennen. Strickwerkartig bündeln sich seine Visionen und entgleiten danach durch viele Kanäle in Richtung unmöglicher und unerfüllbarer Wünsche.

Das Leben eines professionellen Musikers hätte seine Potenziale freisetzen können. Wäre da nicht sein finanzieller Anspruch gewesen. Die eigene Stimme, die beim Singen eher kehlig klingt, hat ihn stets begeistert. Für spezielle Tonlagen hat er eine Vorliebe. So geldgleichgültig wie seine Freunde, die unter widrigen Umständen einmal da, einmal dort auftraten, war er jedoch nicht. Ein solches Leben interessierte ihn

nicht. Zurzeit wird er zu den Jazzabenden ins Café Alto eher selten eingeladen. Einige der Kumpels hatten ganz toll Karriere gemacht. Sie arbeiteten mit berühmten Musikern zusammen. Spielten öfter im Ausland, traten sogar im Bimhuis auf.

Ein inspirierender Kreis ist ihm zum Glück geblieben. Er will sich nichts vormachen. Vergnügen ist eben Vergnügen. Karriere braucht den totalen Einsatz. Und immens viel Zeit.

Ohne Georgettes Beharrlichkeit wäre etliches ohnedies anders gelaufen. Für sie riskierte er, was es an primitivsten Auftrittsmöglichkeiten damals in Amsterdam gab, heimste stolz Applaus ein. Als habe er sich dadurch weiten, vergrößern können. Ihre Knie beim Sitzen, der Rock meist um die Fesseln geschmiegt. Viel zu mager, aber der lange schöne Hals. Die Arme aufgestützt. Und die graue Weste, an der sie wie an einem Fell zog. Meist hockte sie nahe dem Bühnenrand. Oder nah dem Podium. Ihre Augen, wenn sie zu ihm aufsah. Sobald er spielte, nahm ihr Körper seine Energie auf, nahm sie in Besitz. Sie lieferte ihren Körper völlig aus, glich einem tickenden Metronom. Die Leidenschaft der Band sprang auf sie über, sie schien bei jeder Nummer wie elektrisiert.

Wie gut er sich an alles erinnern kann: Er verschmolz musikalisch mit seinen Sinnen, als liefe er innerhalb der wummernden Rhythmen, liefe und gehörte sich selbst.

Er denkt an einen Posaunisten, mit dem er lange befreundet war. Wie lang war der nun schon tot? Er erinnert sich an die blaue Packung Gitanes, die damals stets auf dem Kaffeehaustisch lag. Geraucht hatten sie alle wie die Wahnsinnigen.

Wieder am Fenster. Jetzt in die andere Richtung.

In einem der schmalen Vorgärten schneidet jemand einen Baum so lange, bis die Astarme nackt in die Höhe

ragen. Ein menschlicher Kopf wird frei. Ein gelber Brustkorb. Jetzt beugt er sich, richtet sich auf, beugt sich wieder. Ein fleischlicher Torso, denkt Piet. Ein viel zu kurzer gelber Körper. Etwas versteckt Manisches haben diese Hände. Dazu kommt die Überlegung, dass Menschen sehr kurios sein können, in allem, was sie tun, ob sie nun Häuser, Schiffe, Monumente bauen oder im Kleinformat, wenn sie eine Hecke schneiden, am Gras zupfen oder einen Gartenzwerg reinigen. Markus Lehner kommt ihm so ähnlich wie ein Läufer oder Springer vor. Ob der weiß, wohin es ihn treibt? Ständig nervös. Hektisch. Allerdings verlässlich. Die Geschäfte zwischen ihnen laufen seit Jahren gut. Wie lange er ihn nun schon kennt. An jene kurzen gemeinsamen Studienzeiten will er jetzt nicht denken

Piets Gewohnheit, sich von Zeit zu Zeit sogenannte stabile Sätze auszudenken, irgendwo aufzuschnappen und schriftlich festzuhalten, ist ungebrochen, schon ins Schulheft kritzelte er gern, speziell auf die Hinterseite des Einbandes, Schleifen, Gitter, winzige Männchen. Neugier, Erinnerungen an kuriose Erlebnisse und Seltsamkeiten bedeuten ihm viel, regieren seinen Willen. Spontane Einfälle, die ihn zwingen, irgendeiner Idee zu folgen und nach Sinn oder Unsinn nicht lange zu fragen.

Er versieht jeden seiner Sätze mit dem Datum, nummeriert sie und nummeriert sogar die Seiten des Heftes.

Er schlurft in die Büroküche; neben dem Mixer, den er nie benützt, lehnt das Heft. Der letzte Satz darin lautet: Erlebnisse entfernen sich rasch wie Gazellen.

Schade, denkt er. Anderseits: ziemlich richtig. Ganz am Anfang hatte er notiert: Was der Satz nicht sagen kann, wird kein Wort einholen. Und gleich danach: Ich denke mit dem Knie. Keine Ahnung, woher er das hatt. Er drückt

die zuletzt beschriebene Seite im Heft mit dem Daumen flach. Jeder Satz bekommt eine neue Seite. Hat optisch und haptisch somit Wichtigkeit. Da ist er pingelig. Einmal hat er statt eines Satzes nur ein Wort geschrieben. Ein einziges Wort in die Mitte des weißen Papiers. *Aus* hieß es. Er weiß nicht mehr, was damit gemeint gewesen ist.

Piet zieht eine Lade auf, der Kugelschreiber rollt ihm entgegen. Da schrillt das Telefon. Im selben Moment hört er Arbeitskollegen im Vorraum miteinander plaudern. Es sind Pim und ein zweiter Architekt. Es ist Sonntag, er hatte niemanden erwartet.

Er überlegt, nickt zum Gruß, nimmt den Hörer auf.

Markus, Ida und Mira werden morgen Nachmittag in Amsterdam ankommen, teilt ihm Georgette mit, ich bin noch im Institut, hab dann aber frei. Marijke und Willem sind mit Freunden unterwegs, du musst dich nicht um sie kümmern. Für die Vorbereitungen auf den Besuch ist Zeit genug.

Innerhalb weniger Sekunden erinnert er sich an den Tag, an dem er seine Studentenbude in Wien verlassen, die an den Rändern aufgerollten Poster von der Wand gerissen, zerknüllt und zu Boden geschleudert hat. Lehners Frau Ida ist damals seine Freundin gewesen, erschreckend jung, ja. Und mit einer ähnlich rauen Stimme wie die Rundfunksprecherin. Sie hatte beim Krach, den er zum Abschied inszenierte, ihren Kopf unter die Decke gezogen wie eine Schildkröte. Von unten her traf ihn ihr entsetzter Blick. Die Decke, die sie wie ein Gehäuse ummantelte und zu Boden hing, hatte stets wie ein Wärmespeicher funktioniert. Vor allem, wenn sie am Morgen früher als er wegging und ihre Wärme im Bett bei ihm zurückblieb. Sie studierte damals, jedenfalls zeitweise, sie arbeitete aber auch als Verkäuferin in irgendeinem Laden.

Periodisch hatte er ihr angekündigt, dass er ausziehen werde aus der gemeinsamen Unterkunft. In den Norden gehen wolle. Dänemark, London, Schweden hießen seine Ziele. Zur Mutter nach Amsterdam zurück war damals nicht seine Option gewesen. Derartiges verkündete er, um die von Ida ausgehende Gelassenheit und Ruhe zu kippen.

Es gelänge ihm halt leicht, Pläne zu schmieden, auf die dann nichts folge, stellte sie eines Tages fest.

Sie diagnostizierte seine Abenteuerlust früher als er selbst. Die Frage, ob sie beide zusammenbleiben sollten, hatte sich nie gestellt. Ein paar Monate, das erste Jahr, ein weiteres. Noch eines. Auf Probe miteinander zu sein machte ihm die Beziehung reizvoll. Sein stets plötzlich und willkürlich angekündigtes Aussteigen verdarb die Beziehung letztlich aber doch. Dabei hatte er es wahrlich nicht so ernst gemeint.

Heute würde ich es mein Fluchtglück nennen, denkt Piet. Zusammenziehen, eine günstige Garconniere, alles freiwillig und absichtslos. Alles ganz anders als andere machen, lustvoller und idealer. Überlegter, um den Kalamitäten, die sich ohnedies einstellen würden, entgegenzuarbeiten.

Idi orientierte sich anders. Sie gerieten in Pattstellung. Zuletzt gab es für sie und ihn nur noch unerfüllbare Wünsche.

An krasse Auseinandersetzungen erinnert er sich nicht. Es war bloß so: Nach vier gemeinsamen Jahren und etlichen Trennungsproben gingen sie endlich wirklich ernsthaft auseinander.

Nach dem Studienabschluss zog er in die Nähe seiner Mutter nach Amsterdam und machte sich als Architekt selbstständig.

Es ist schrecklich, wie präzise ihn jetzt seine Erinnerungen antippen: als trete Idi – die morgen als Ida und Lehners Frau vor ihm stehen wird – nochmals in derselben Filmauflösung vor ihn hin. Ihre runden Augen, Pupillen, die ängstlich mitten im Augapfel hingen, die feuchten Stellen am Rücken und auf den Schultern, die sie so rasch bekam, die hellen Pünktchen, ihre Gänsehaut an den Oberarmen, ihre abgerundeten Fingernägel, ihre hübschen Brüste, der Hals, der den Kopf leicht schief trug. Fein und schmal waren ihre Zehen, auch das weiß er noch.

Als sie Monate nach der Trennung – Spätherbst war es – mit einem Gemälde, das sie des Regens wegen in steifes Plastik gehüllt hatte, vor der Tür seiner Studentenbude stand, war er buchstäblich sprachlos gewesen.

Sie war sich des Effekts ihres Auftritts allerdings sehr bewusst gewesen. Sie bestand darauf, das Paket auf der Stelle auszupacken und das Gemälde aufzustellen. Sie tippte wiederholt auf den Lichtschalter im Gang, das Bild wurde kurz in Licht getaucht, er sah aber nicht viel, spektakulärer war es, Idi dabei zu beobachten. Wasser lief aus ihrem Haar, ließ das Gesicht wie einen polierten Apfel glänzen, jede Wendung des Kopfes schleuderte Tropfen in die Luft, und ärgerlich rieb sie sich mit dem Arm über die Wangen. Es war ihr anzusehen, wie verzweifelt sie das Bild ins richtige Licht drehen wollte. Die Jacke klebte ihr an den Ärmeln und am Körper. Rot vor Kälte waren ihre Hände .

Piet erinnert sich an das Verlangen, sie zu packen, sie an sich zu ziehen, sie zu überrumpeln.

Nichts außer einem winzigen grünen Birkenblatt war auf dem Papier zu sehen gewesen. Dessen rechte und linke Seite war mit Linien umrandet, die als zarter Hintergrund fungierten und im Kontrast mit dem langen feinen Strich

des Blattstängels etwas bezaubernd Fragiles erzählten. Artig und genau, als bloße Übung stand es da.

Ein früher Beuys, sollte es wenigstens werden, murmelte sie. Eine nachgeahmte Skizze von ihm. Ich hab es nach unserer Zeit noch einmal mit Malerei versucht – am Anfang wollte ich ja sowieso nichts anderes, wie du weißt –, doch dem Papier den richtig vergilbten Ton zu verleihen vermag nur das Licht. Das Papier ist leider zu hell, viel zu weiß. Wenn es erst einmal vergilbt … Du wirst sehen!

Dein Vater wird sich doch noch an mich erinnern, Piet! Weil die Sache mit dem Zahn doch das Aussehen versaut, schau nur! Und weil es hier an der Zahnwurzel zieht und schmerzt. Das kann ich nicht irgendeinem Kassenarzt überlassen! Ohne Aufforderung hatte sie vor ihm ihren Mund aufgerissen, hatte mit dem Zeigefinger gegen einen Zahn geklopft.

Eine ordentliche Zahnbehandlung stehe ihr auch jetzt noch zu. Mehr verlange sie nicht von ihm.

Weder, ob er beim Jazz geblieben sei, ob er sein Studium abschließen konnte, nichts interessierte sie. Anspielungen auf Vergangenes überhörte sie geflissentlich, und über Geld wollte sie nicht reden.

Ida war frech genug gewesen, ihm für das Bild eine kostenfreie Zahnbehandlung in der Praxis seines Vaters abzuluchsen.

Ihre Zeichnung hatte im Vorraum der Arztpraxis Platz gefunden. Nach dem Tod des Vaters siedelte sie mit ein paar Möbelstücken mit ins erste Büro. Der unfertige Charakter der Arbeit und die handwerkliche Fertigkeit im Darstellen der Natur hatten ihn stets sehr berührt. Eine solche Ernsthaftigkeit und Genauigkeit hatte er ihr nicht zugetraut.

Nun war das Papier gelbstichig geworden, ob dem Original ähnlich, ist ihm eigentlich egal. Er sollte es ihr bei Gelegenheit einmal zeigen. Aufbewahrt ist es in einer Mappe mit etlichen Radierungen und anderen gesammelten Blättern.

Markus Lehner hatte er zufällig wieder getroffen. Auf dem Flughafen Wien Schwechat, damals war er mit den Plänen für ein Kurhaus beschäftigt gewesen. Und Markus machte Geschäfte in Deutschland. Ein akzeptables Anbot von seiner Seite, mehr war es anfangs nicht gewesen, bis sich dann die Geschäftsbeziehungen auszuweiten begannen, größere Aufträge folgten. Da Lehners Firma nicht nur Stahl, sondern auch Holzkonstruktionen und Glas liefern konnte, wurde der Kontakt intensiver. Es gab kulante Gegenleistungen für die Vergabe der Aufträge. Auf eine Paneelwand für den Stiegenaufgang im ersten Büro, die Verglasung kam später, folgten schöne Urlaube in der Almhütte am Semmering.

Nicht ohne Verblüffung hatten er und Ida einander bei der ersten Begegnung angestarrt. Sie war auf das Wiedersehen mit ihm bestimmt nicht vorbereitet gewesen. Ihre Tochter Mira war damals ein wildes Geschöpf gewesen. Kaum dreizehn. Markus stand steif da und reagierte nicht. Eine gewisse Kaltblütigkeit oder Feigheit traute er ihm zu.

Den Satz des Autors, der ihm imponiert hat, trägt Piet Bouwmeester am nächsten Tag in sein Notizheft ein. Nach einem üppigen, viel zu spät eingenommenen Essen und dem Kinobesuch mit Georgette war er nicht eher dazu gekommen.

Ohne emotionale Beteiligung setzt er die Worte *ich ficke gern* auf eine neue Seite seines Heftes und klappt es zu.

3

Wir kommen diesmal pünktlich, schreit Ida ins Handy.

Wird schon passen, nur keine Hektik, Mama! Oma befindet sich ohnedies in einer Endloszeit! Schrei nicht so. Du bist peinlich! Mira sieht belustigt durch die verschmierte Scheibe des Waggons. Wir gehen ihr nicht verloren, so und so nicht!

Danach tastet sie nach ihrem Handy, lehnt sich zurück, die schwarzgrauen Fransen ihrer Jacke rollen sich kugelig auf. Der Saum der Jeans ist abgestoßen. Sie will keine neue. Sie ist in das Älterwerden der Dinge vernarrt. Vielleicht weil Ida im Modegeschäft stets das Allerneueste anpreisen muss, vielleicht aber auch, weil ihr Vater wie sie dieses Wort benutzt, das wie auf Stelzen daherkommt, aber sehr charmant ist. Sie hört es gern, wenn er sagt: Mira, du bist peinlich.

Gäbe es einen Speisewagen, würden sie die Fahrt mit Kaffeetrinken und Tratschen hinter sich bringen. Über Schulsysteme, lästige Lehrer, blödsinnigen Lehrstoff, der sich nicht ins Gedächtnis schleusen lässt. Mira würde über Popsänger reden oder mit dem Handy beschäftigt sein.

Sie haben die beiden Fensterplätze für sich, die beiden Sitzbänke daneben sind frei geblieben. Auf der dem Durchgang gegenüberliegenden Seite sitzt eine junge Frau, die eine Unmenge Papier vor sich ausbreitet. Sie beginnt die Seiten zu ordnen und mit Tesastreifen zu verbinden. Jetzt fängt sie an, die Blätter lesend zu sortieren, und ihre Lippen bewegen sich dabei.

Von weiter vorn dringen Kinderstimmen durch den Gang. Mira legt ihre Beine auf den Sitz gegenüber, sie

Bedanken möchte ich mich bei den Architekten Florian Riegler (Graz) und Luis Hoogveld (Zeist), sie gewährten mir Einblicke in ihre Büros und ihre Arbeitweise. Danken möchte ich auch Frau Willy Essl, die mir wertvolle Informationen über die Lebensphilosophie der Holländer nahebrachte.

Foto: Christopher Mavrič

Friederike Schwab, geboren 1941 in Graz, Studium der Malerei, Kunstgewerbeschule Graz (Ortweinplatz), Autorin, Malerin, Grafikerin; lebt als freischaffende Künstlerin in Graz. Zahlreiche Bücher, Veröffentlichungen in Anthologien; Hörspiele, Erzählungen, Lyrik. Ausstellungen in Österreich, Irland, Deutschland, England, Ungarn, Istrien.

Weitere Titel von Friederike Schwab in der edition keiper:

Der Schlaf im Bauch des Chinesen

Erzählungen

200 Seiten, broschiert
€ 19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-902901-08-8
Bildteil mit Objekten und Bildern der Autorin.

keiper lyrik: 7

gleich welches / gleich wie

128 Seiten, broschiert
€ 15,40 (A) / 14,98 (D)
ISBN 978-3-902901-26-2